



Bloß nicht zu heiß waschen, sonst läuft sie ein: Sogar die eher vorsichtigen und zurückhaltenden Fans haben ihre Flaggen wieder aus dem Keller geholt.

Foto Arno Burgi/Is

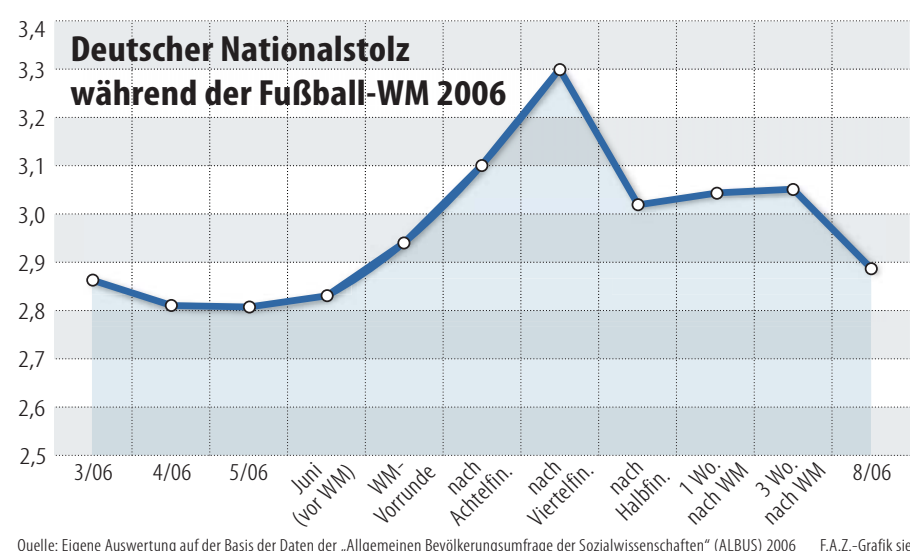
## Wer hat Angst vor Schwarz-Rot-Gold?

Spätestens nach dem hervorragenden Spiel der deutschen Nationalmannschaft gegen Großbritannien und erst recht nach dem triumphalen Sieg über Argentinien ist Deutschland vom Weltmeisterschaftsfieber erfasst. Auch die eher vorsichtigen und zurückhaltenden Fans haben ihr Deutschlandfähnchen, das seit der letzten Weltmeisterschaft im Keller lagerte, hervorgeholt und ans Auto gesteckt und mit schwarz-rot-goldenen Überziehern für den Außenpiegel ergänzt. Das Sommermärchen von 2006 scheint sich zu wiederholen.

Zur WM 2006 hatten viele politische Beobachter besorgt den neuen Umgang der Deutschen mit ihren nationalen Symbolen beobachtet und kommentiert. Wofür steht das Farbenmeer aus Schwarz-Rot-Gold? Nur für Fußballbegeisterung, Party, gute Laune? Waren die Deutschen stolz auf sich selbst, weil sie sich als guter Gastgeber der Weltfußballgemeinde präsentierten und die Truppe um Jürgen Klinsmann so erfrischend und offensiv aufspielte? Oder war die nationale Fußballbegeisterung ein Anzeichen eines neuen Nationalismus, die die historisch beschädigte Identität der Deutschen zu kompensieren

Patriotismus light: Das Fahnenmeer zur Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika macht aus den Deutschen noch lange keine patriotische Gemeinschaft.

Von Jürgen Gerhards und Michael Mutz



sieren versuchte? Die skeptischen Stimmen sind auch bei der gerade laufenden Weltmeisterschaft nicht verhallt. Die Bundespräsidentenskandidatin der Linken, Luc Jochimsen, findet zum Beispiel die vielen Deutschlandfahnen eher befremdlich. Da sie in der Nachkriegszeit aufgewachsen sei, habe sie ein „distanziertes Verhältnis zu Flaggen“.

Doch alle diejenigen, die ein durch Fußball ausgelöstes neues nationales Selbstbewusstsein befürchten, kann man beruhigen. Der Fußballpatriotismus der Deutschen bleibt weitgehend auf den Fußball selbst bezogen und färbt nur wenig auf den Nationalstolz ab. Vor allem verpufft er, wenn die Party vorbei ist. Das gilt selbst dann, wenn die Bedingungen für einen Transfer von Fußballstolz auf Nationalstolz überaus günstig sind, wie das bei der Weltmeisterschaft vor vier Jahren der Fall war: Die deutsche Mannschaft spielte ähnlich wie bei der jetzigen WM nicht nur erfolgreich, sondern auch forsch und offensiv und schön zum Zuschauen. Das Wetter spielte mit und die ganze Welt war mit dem die WM ausrichtenden Land mehr als zufrieden.

Und wie wirkte sich das Fußballsommermärchen auf das Nationalbewusstsein der Deutschen aus? Eine Auswertung einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage, die vor, während und nach der WM 2006 durchgeführte wurde, gibt Auskunft auf diese Frage. Mit dem Verlauf der WM und dem Erfolg der deutschen Mannschaft stieg auch der Anteil derer, die sagten, sie seien stolz Deutsche zu sein; und kurz nach dem dramatischen Sieg im Viertelfinale gegen Argentinien erreichte der Wert den Höhepunkt.

Aber nur wenige Wochen später, die Mannschaften waren abgereist, die Zelte abgebaut und die Fähnchen entsorgt, senkte sich auch der Patriotismuspegel. Im August 2006 waren die Deutschen wieder so stolz auf sich selbst wie vor der WM. Nichts hatte sich verändert. Und im internationalen Vergleich ist der Nationalstolz der Deutschen auch weiterhin deutlich unterdurchschnittlich. Der lange Schatten der Geschichte lässt sich durch einen kurzen Sommer der Fußballbegeisterung nicht beeindrucken.

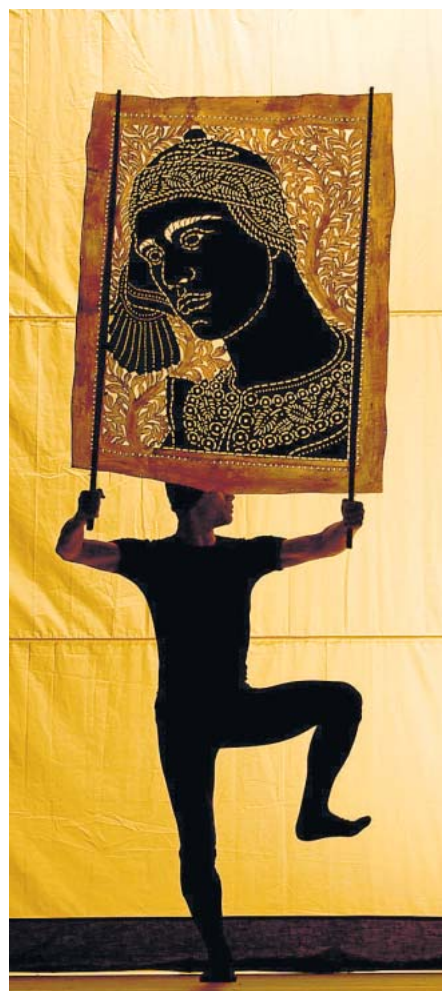
Die Autoren lehren Soziologie an der Freien Universität Berlin.

## Im Schatten der Prinzessin

Pichet Klunchuns zauberhaftes Tanzstück beim Festival „Theater der Welt“

Nach der Revolution in Thailand vor siebzehn Jahren verbot die Regierung eine Kunst, die dort über Jahrhunderte zum Alltag der Menschen gehört hatte: Khon, den traditionellen Tempeltanz. Aber Pichet Klunchun, der jetzt beim Festival „Theater der Welt“ in einer europäischen Erstaufführung sein phantastisches Stück „Nijinsky Siam“ in Mühlheim gezeigt hat, zählt zu jenen glücklichen Nachgeborenen, denen eine Ausbildung in diesem Maskentanz wieder gestattet war. Im Alter von sechzehn Jahren zog er bei seinem Meister ein, der ihn fortan lehrte, den „Affen“ darzustellen, neben dem „Dämon“ und der – ebenfalls von männlichen Tänzern verkörpert – „Prinzessin“ eine der wichtigsten Rollen des traditionellen Tempeltanzes. Er diente seinem Meister mehrere Jahre lang und erhielt dafür Einzelunterricht. Geld kam jedoch erst dann ins Spiel, als Klunchuns Tanz gut genug war, um auftreten zu können. Seitdem unterstützte er seinen alten Lehrer und nach dessen Tod die Familie. Er habe ihn als seinen zweiten Vater empfunden, sagt Klunchun.

Und doch hat der junge Buddhist vor einigen Jahren sein Rüstzeug genommen und den Tempel verlassen, um wie er sagt, in der Welt das Gespräch über Khon zu suchen. Dabei traf er auf Jérôme Bel, den hintergründigen französischen Konzeptualisten, eine Art postmoderner Diderot des Tanzes, in dessen Aufführungen man irgendwann ein Lexikon des Welttanzes wird erblicken können. Aber anders als bei Bels Porträt-Stücken von und mit Protagonisten berühmter Tanzstile trat der Franzose bei „Pichet Klunchun and myself“ gemeinsam mit dem Thailänder auf. In einer Gesprächssituation auf der Bühne, die beide Tänzer für hinreißende Demonstrationen ihrer jeweiligen Tanzfähigkeiten unterbrechen, klärten sie das Publikum intelligent und witzig über die jeweiligen Konventionen westlichen und fernöstlichen Tanztheaters auf.



„Nijinsky Siam“ spielt mit Figuren des thailändischen Tempeltanzes. Foto Klaus Lefebvre

Klunchun setzte diese unterhaltsame Lehrtätigkeit mit den genauso schönen Stücken „I am a Demon“ – „Ich bin ein Dämon“ und „About Khon“ – „Über Khon“ fort. Nun hat ihm die Kunstgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts bei seinen Studien eine absolute Trouville vor die Füße gespült, und natürlich war er der Mann, sie aufzuheben und ins rechte

Licht einer Bühne zu rücken. „Nijinsky Siam“ erzählt eine bezaubernde Geschichte wechselseitiger ästhetischer Inspiration von West und Fernost – aber in Form atemberaubend meditativ, fremdartig faszinierender Tänze, die Zeit und Umstände vergessen machen – sowie in Gestalt von Schattentanzbildern und Trägern reicher Kostüme. Sie geht so: Im Jahr 1900 gastierte in Sankt Petersburg ein siamesisches Tanzensemble. Im Publikum saß Léon Bakst, der russisch-französische Maler und Bühnenbildner, dessen Ausstattungen für die „Ballets Russes“ ihn zehn Jahre später so berühmt werden lassen sollten. Tief beeindruckt von der Schönheit der siamesischen Tänze, schlug Bakst dem Balletttänzer Vaclav Nijinsky im Jahr 1910 sehr authentische Ausstattungsdetails für dessen exotisch anmutendes Solo „La Danse Siamoise“ vor. Man sieht nun Fotografien von diesem Tanz auf der Bühnenbühne. Sie waren Klunchuns Ausgangspunkt für eine Annäherung an Nijinsky, denn er hatte sich mit „La Danse Siamoise“ vor nunmehr genau hundert Jahren ästhetisch auf Klunchuns Vorgänger zubewegt.

Klunchun mischt in seinem Stück Passagen, in denen er und zwei weitere Tänzer Ausschnitte aus dem Khon zeigen und in denen Affe, Dämon und Prinzessin auftreten, mit solchen Passagen, in denen Nijinsky in siamesischer Pose in Schattentanzbildern gezeigt wird. Das Stück mündet in einem festlichen, bezwingenden Solotanz Klunchuns, im Hintergrund steht auf einem Ständer Nijinskys Kostüm, als goldener Mittelpunkt eines Schrein-ähnlichen Bühnenbildes. So anschaulich sind Geschichte und Theorie des Tanzes noch selten gezeigt worden.

Der Bezug zur Gegenwart ist klar: Wie Vaclav Nijinsky einst, als der Tanz den Sprung in die Moderne tat, sich dabei in den Traditionen der Volkskunst rückversicherte, so untersucht Pichet Klunchun, was für seinen eigenen Sprung in den Tanz der Zukunft brauchbares Material sein könnte. WIEBKE HÜSTER

### Diesseits von Afrika



### Über allen? Wir doch nicht!

Wir sind weiter. In anderen Ländern – Paraguay etwa – gab es schon nach dem Einzug ins Viertelfinale der WM einen Staatsfeiertag. Auch wenn Bundespräsident Wulff das bei uns natürlich nicht verkündet, ist daran nichts Komisches. Schließlich erleben die Bürger woanders solche Triumphe nur einmal alle Jubeljahre. Im Jahr 1950 erreichte Spanien das letzte Mal ein Halbfinale, in Holland musste man immerhin seit 1998 warten. Uruguay schaffte es seit 1970 nicht. Nur die Deutschen haben sich an diese Anomalität nolens volens gewöhnen müssen: Es ist jetzt das dritte Mal hintereinander, dass unsere Mannschaft unter die letzten vier von 208 Mitgliedsverbänden der Fifa kommt. Es geschah das zwölfte Mal bei sechzehn Teilnahmen – Weltrekord.

Wenn es dafür schon keinen freien Tag gibt, dann darf man wenigstens ein bisschen innerlich feiern. Bin ich jetzt stolz auf die jungen Leute, die mit mir nicht unbedingt die körperliche Verfassung, aber immerhin den Pass gemeinsam haben? Patriotismus? Flagge zeigen? Wir doch nicht. Wir bleiben auf dem Teppich. Dafür haben wir die anderen, die uns ein paar angenehme Wahrheiten ins Stammbuch schreiben. „Welch ein Verdienst dieser Fußballer, die zu Giganten werden in einem Trikot, das immer während der letzten Runden der Weltmeisterschaften leuchtet“ („El País“, Madrid).

Ist das nicht etwas dick aufgetragen? Das hier klingt schon lustiger: „Deutschland asphaltiert die Männer Maradonas“ („Gazzetta dello Sport“, Mailand). Die „Irish Times“ (Dublin) meldet einen „magischen Ansatz“ und eine „unfassbare Mannschaftsleistung“. Es geht aber auch martialisch: „Deutschland streicht Argentinien durch“ („Dagens Nyheter“, Stockholm). Oder „Deutschland walzt über Argentinien hinweg“ („De Standaard“, Brüssel). Bei uns sind solche rauhsten Töne ja mit guten Gründen verpönt. Aber wir haben die „Kronzeitung“ (Wien) schließlich nicht gezwungen, vom „Schland Gottes“ zu schreiben. Wenn schon das „NRC Handelsblad“ (Rotterdam) über den „Donnersieg Deutschlands“ jubelt, dann muss sich in der internationalen Wahrnehmung allerhand verschoben haben.

„Der Standard“ (Wien) deliriert: „Deutschland über allen“. Und rät tatsächlich, uns statt „Piefkes“ fortan „Schlander“ zu schimpfen. Selten hat Zeitunglesen so viel Spaß gemacht. „Deutschlands jugendlicher Überschwang mit Blitzgeschwindigkeit, grausamer Genauigkeit und brillanter Erfindungsgabe war zu viel für den Gegner.“ Die „Times“ (London) muss es ja wissen und wird dabei von „Politiken“ (Kopenhagen) sekundiert: „Frau Merkel bekam ihr Reisegeld auf dem Platz in Valuta zurückbezahlt.“ Und während das „Diário de Notícias“ (Lissabon) den „eindrucksvollen Sieg der Strategie“ feiert, hat nicht einmal „Le Monde“ (Paris) etwas zu meckern: „Argentinien musste den Kelch bis zur bitteren Neige leeren“, heißt es dort.

Und weil’s so schön war, hier nochmal das Qualitätsblatt „El País“ aus dem Land unseres nächsten Gegners: „Wieder einmal zeigten sie, dass sie vor niemandem Angst haben. Komme, wer wolle – sie schauen den Rivalen in die Augen und sagen: Wir sind Deutschland!“ Ob uns solche pathetischen Worte zu Kopf steigen? Aber nicht doch. Schon unser Nationalphilosoph Herberger mahnte: „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel.“ dsch

## Rheingelaufen

Fernab der Baustellen der Düsseldorf U-Bahn“ liege das neue Stadtarchiv, hatte dessen Leiter noch zwei Tage zuvor sich in Sicherheit gewöhnt. Der Seitenhieb zielte vierzig Kilometer rheinaufwärts, auf die gehässige Nachbarstadt, und schon die neue Dienstadresse mag, auch wenn die Hausnummer nicht auf das Datum der historischen Schlacht 1288 lautet, die Vorlage gegeben haben: Worringer Straße. Doch es dauerte keine achtundvierzig Stunden, da war es um den vermeintlichen Standortvorteil geschehen – und dieser in den Fluten einer Löschanlage versunken. Gerade mal dreißig Minuten nachdem das Archiv der Landeshauptstadt im neuen Domizil nahe dem Hauptbahnhof wiedereröffnet worden war, stand es so tief unter Wasser, dass es für mindestens vier Wochen geschlossen werden muss. Eine Mitarbeiterin des Schauspielhauses, das im gleichen Gebäude, der Alten Paketpost, zwei Stockwerke darüber, sein Produktionszentrum unterhält, hatte auf den falschen Knopf gedrückt und die Sprinkleranlage ausgelöst, die sie doch nur – wie bei Proben mit Spezialeffekten üblich – von automatischem auf manuellen Betrieb hatte umstellen wollen: Fünf- bis zehntausend Liter Wasser ergossen sich über die Bühne und sickerten durch Fugen, Versorgungs- und Belüftungsschächte bis in die Kellerräume, in denen sie etwa hundertfünfzig Regalmeter in Mitleidenschaft zogen. Fünfundzwanzig Feuerwehrleute waren den ganzen Tag damit beschäftigt, das Wasser abzupumpen, Raumtrockner wurden installiert und durchnässte Archivalien ins Restaurierungszentrum nach Brauweiler verbracht, in dem sie sich in bester nachbarschaftlicher Gesellschaft befinden. Der Schaden sei, so der Leiter des Archivs, relativ gering, die Kartons hätten das Wasser weitgehend abgehalten, vornehmlich Akten aus dem neunzehnten Jahrhundert und Straßenverzeichnisse seien betroffen. Die aber gehören im Düsseldorf Stadtarchiv, das im Jahr 1912 gegründet wurde und es mit 13,5 Regalkilometern auf weniger als die Hälfte der Kölner Länge bringt, zu den ältesten Beständen, denn aus der Zeit vor 1800 ist nicht viel erhalten. Der Grund dafür ist aktenkundig, die Rechnung noch vorhanden: Im Jahr 1827 hatte die Stadt die meisten alten Dokumente an die Papiermühle verkauft – für 27 Taler. Womit der ewige Vergleich zwischen den beiden Rivalen am Rhein um eine weitere Facette reicher wäre. Noch das Ausmaß ihrer Archivkatastrophen spiegelt die Größenverhältnisse. aro.

## Europäerin

Heine-Preis für Simone Veil

Die Politikerin und Publizistin Simone Veil erhält den Heine-Preis der Landeshauptstadt Düsseldorf. Die mit fünfzigtausend Euro dotierte Auszeichnung wird der 1927 in Nizza geborenen Tochter eines jüdischen Architekten „für ihr politisches und kulturelles Lebenswerk“ verliehen, „in dessen Zentrum das Wachsen und der Zusammenhalt Europas stehen“. Seit Beginn ihres öffentlichen Engagements, so die Begründung der Jury weiter, trete Simone Veil, die dreizehn Monate in den Konzentrationslagern von Auschwitz und Bergen-Belsen inhaftiert war, für Menschenrechte und Völkerverständigung ein. Im Sinne Heinrich Heines habe sie dazu beigetragen, Europa eine Seele zu geben. Simone Veil, die von 1979 bis 1982 Präsidentin des Europäischen Parlaments und danach in verschiedenen Funktionen für Europa tätig war, wird den Preis am 13. Dezember in Düsseldorf entgegennehmen. F.A.Z.

## Heute

### Ein Schlusswort

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte: Holger Zaborowski hat ein Machtwort gesprochen in der Debatte um Martin Heidegger und den Nationalsozialismus. Seite 28

### Widerstand zwecklos

Unter Milan Knizak ist die Prager Nationalgalerie vollständig isoliert worden. Ein Versuch, ihn abzusetzen, ist gescheitert. Denn er wird geschützt: von ganz oben. Seite 29

### Lenin hat den Zug verpasst

Das Depot im Stuttgarter Theater versucht sich an Krachts Roman „Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten“ und scheitert – an der eigenen Ernsthaftigkeit. Seite 30

### Schönheit ganz nah

Zum Geburtstag gratulieren wir der Sängerin Helen Donath, dem Schlagzeuger Ringo Starr, dem Fotorealisten Chuck Close und dem Reaktionär Jean Raspail. Seite 32